

Heinrich Dauber

Ungewissheitstoleranz als neue ‚Schattenkompetenz‘ oder: brauchen wir ein ‚Recht auf Inkompetenz‘?

dem Andenken meiner Lehrer Ivan Illich (1926-2002) und André Gorz ((1923-2007) gewidmet

Zusammenfassung: In einer Welt voller Ungewissheiten und wachsender Abhängigkeit von der Fremdversorgung mit den Gütern und Dienstleistungen der ‚hochentwickelten‘ Industriegesellschaft entscheiden auch in sozialen Bereichen zunehmend Experten darüber, welche Kompetenzen Menschen nachweisen müssen, um ihr persönliches und berufliches Überleben zu sichern. Dazu gehört Ungewissheitstoleranz als neue Schattenkompetenz der Subjekte: die Aufforderung, die unplanbare eigene Zukunft ‚aktiv‘ zu gestalten. Im Gegensatz dazu sich *selbst* im Blick auf die eigene und die gesellschaftliche Situation für zuständig, urteilsfähig und handlungsfähig zu erklären, kann bedeuten, fremdbestimmte Kompetenzbeurteilungen zurückzuweisen und ein ‚Recht auf Inkompetenz‘ in Anspruch zu nehmen. Unter Bezug auf alte und neue Ansätze einer Kritik dieser Tendenzen zu umfassender Entmündigung plädiert der Artikel für einen Bewusstseinswandel im Umgang mit äußeren Unwägbarkeiten und inneren Krisen: eine an den Subjekten, ihrem Erleben und ihren Möglichkeiten orientierte Beziehungsgestaltung, die geprägt ist von Respekt und Wertschätzung sowie der Anerkennung von Fehlerfreundlichkeit und der Grenzen äußeren Wachstums.

Schlüsselwörter: Ungewissheitstoleranz, Kompetenzbegriff, Recht auf Inkompetenz, Ivan Illich, André Gorz.

In den letzten Jahren habe ich mich, mehr als ich wollte, mit der Überprüfung und Feststellung von *Eignungskompetenzen* für den Lehrerberuf bei Studienanfängern in Lehramtsstudiengängen beschäftigt (Bosse/Dauber u.a. 2012). Dabei wuchs mein Unbehagen ständig.

In diesem Text will ich versuchen, eine Brücke zurück zu schlagen zu den Anfängen meiner beruflichen Arbeit an der Universität Kassel vor 30 Jahren und den damals geführten Debatten über die ‚*Grenzen des Wachstums*‘ (Club of Rome). Was haben diese beiden Themen miteinander zu tun?

Im ersten Teil werde ich einige historische Texte vorstellen und im zweiten Teil versuchen, Anschlusspunkte an die gegenwärtige wissenschaftliche Diskussion zum Thema Umgang mit Ungewissheiten zu bezeichnen.

Die Fragen, die mich zu den folgenden Überlegungen geführt haben, lauten:

Wie können wir uns in einer Welt voller Ungewissheiten persönlich und professionell zurechtfinden? Brauchen wir für den Umgang mit äußeren und inneren Ungewissheiten neue Kompetenzen, insbesondere ‚Ungewissheitstoleranz‘? Wer entscheidet darüber, ob wir ‚kompetent‘ oder ‚inkompetent‘ sind? Können wir uns diesen von Experten und Bürokraten verordneten neuen Kompetenzen entziehen? Brauchen wir gar ein ‚Recht auf Inkompetenz‘?

Je mehr ich über diese Fragen nachdachte und in der neueren sozialwissenschaftlichen Literatur nach Orientierung suchte, desto deutlicher wurde mir, wie zutiefst zweideutig und widersprüchlich beide Begriffe, der der Kompetenz wie der der Ungewissheitstoleranz, selbst sind. Sie können aus einer Haltung des Sich-Verlierens in eigenen Emotionen und Vorstellungen, des resignativen Sich-fügens enden oder aus einer Haltung der wachen offenen Präsenz für das, was sich in der äußeren und unserer inneren Welt abspielt, angegangen werden.

Einstimmung

Zur Einstimmung mag eine alte Geschichte dienen, die oft zitiert wird. Einige Quellen sagen, sie stamme aus China, andere aus Russland. Meine Version geht so:

Die Geschichte vom Pferd.

Ein Bauer, dessen Frau gestorben war, hatte nur einen Sohn, der ihn in seinen alten Tagen versorgen sollte und ein Pferd, einen schönen Hengst, mit dem er seine Feldarbeit verrichtete. Die Leute in seinem Dorf sagten: ‚Er hat es gut. Was für ein Glück er hat mit seinem Sohn und seinem Pferd‘. Wenn der Bauer das hörte, sagte er: ‚Vielleicht‘.

Eines Nachts brach sein Hengst aus der Koppel aus und verschwand. Die Leute im Dorf sagten: ‚Jetzt kann er seine Felder nicht mehr bestellen. Was für ein Unglück.‘ Der alte Bauer sagte: ‚Vielleicht.‘
Nach ein paar Tagen kehrte der Hengst mit einer kleinen Herde Stuten zurück. Die Leute im Dorf sagten: ‚Jetzt hat er eine ganze Herde. Was für ein Glück.‘ Der alte Bauer sagte: ‚Vielleicht.‘
Dann beschloss sein Sohn, den Hengst zu reiten. Der aber warf ihn ab und er brach sich das Bein. Die Leute im Dorf sagten: ‚Was für ein Unglück.‘ Der alte Bauer sagte nur: ‚Vielleicht.‘
Am nächsten Tag kamen die Soldaten des Herrschers in das Dorf und nahmen alle jungen Männer mit in den Krieg. Nur der Sohn des Bauern blieb zurück, da er weder laufen noch reiten konnte. Die Leute im Dorf sagten: ‚Was für ein Glück.‘ Der alte Bauer sagte: ‚Vielleicht.‘
Und wenn wir den alten Bauern fragen: ‚Hat diese Geschichte einen tieferen Sinn‘?, sagt er: ...

Wie schnell verfangen wir uns bei dem, was uns äußerlich zustößt, in unseren inneren Bewertungen, unseren Befürchtungen und Hoffnungen. Ist es ein Glück oder ein Unglück? Wie sehr sind wir dabei doch abhängig von den Reaktionen unserer Mitmenschen? Wie schwierig ist es, unsere Wahrnehmungen im alltäglichen Stress für den Einbruch des Unerwarteten offenzuhalten und uns nicht auf das zu fixieren, was wir glauben, unbedingt erreichen oder auch vermeiden zu müssen.

Kompetenz

Das lateinische Wort ‚competere‘, von dem Kompetenz abgeleitet ist, enthält eine doppelte Grundbedeutung: Fähig sein, etwas zu tun, etwas zu ‚können‘ und sich dazu auch ‚berechtigt‘ fühlen, ‚zuständig sein‘ oder sich für zuständig, kompetent halten.

Der moderne Begriff der ‚Kompetenz‘ taucht in den 1970er Jahren im Umfeld des Deutschen Bildungsrats auf und wurde von seinem Vorsitzenden, dem Pädagogischen Psychologen Heinrich Roth in engem Zusammenhang mit Mündigkeit, „ausgelegt als freie Verfügbarkeit über die eigenen Kräfte und Fähigkeiten für jeweils neue Initiativen und Aufgaben“ (Roth 1971, S. 180) in die Diskussion eingeführt. Roth interpretierte Mündigkeit als Kompetenz „in einem dreifachen Sinne: a) als *Selbstkompetenz*, d.h. als Fähigkeit, für sich selbst verantwortlich handeln zu können, b) als *Sachkompetenz*, d.h. als Fähigkeit für Sachbereiche urteils- und handlungsfähig und damit zuständig sein zu können und c) als *Sozialkompetenz*, d.h. als Fähigkeit, für sozial, gesellschaftlich und politisch relevante Sach- und Sozialbereiche urteils- und handlungsfähig und also ebenfalls zuständig sein zu können.“ (a.a.O.)

Dieser bei Heinrich Roth im Mittelpunkt stehende Gedanke der ‚Mündigkeit‘, sich für sich, für andere und die gesellschaftlichen Verhältnisse selbst ‚zuständig‘ zu erklären, scheint mir im Laufe der letzten vierzig Jahre unter dem Einfluss der international vergleichenden empirischen Bildungsforschung immer mehr an Gewicht verloren zu haben.

Um vergleichend messen und überprüfen zu können, wurden Bildungsstandards formuliert, die bis 2015 in einheitlichen Prüfungsanforderungen für das Abitur ihren vorläufigen Höhepunkt finden sollen. Ich führe diese Problematik hier nicht weiter aus, sondern nenne nur ein paar Stichpunkte: allen zur gleichen Zeit das Gleiche beibringen zu wollen und zu glauben, am Ende unter ebenfalls standardisierten Prüfungsbedingungen den objektiven Lernerfolg überprüfen zu können, steht in krassem Gegensatz nicht nur zu den Grundsätzen der Lehr-/Lernforschung in der Tradition der Humanistischen Psychologie und Pädagogik, sondern auch zu den Ergebnissen der modernen Hirnforschung.

Im Manifest ‚Der Preis lebenslanger Erziehung‘, Ergebnis der Beratungen von 25 Personen aus 14 Ländern in dem von Illich gegründeten Centro Intercultural de Documentación (CIDOC) in Cuernavaca in Mexiko im August 1974, heißt es:

„Mit dieser Erklärung wenden wir uns gegen eine Entwicklung, die lebenslanges Lernen zum Zwang macht, erzwungen durch Gesetze oder durch sozialen Druck. Wir brauchen keine weitere Ausdehnung schulischen Lernens... Nach unserer Überzeugung dürfen niemandem die Mittel verwehrt werden, von denen er glaubt, dass er sie braucht, um seine Probleme gemeinsam mit anderen anzugehen und in den Griff zu bekommen.

1. Vierzig Jahre lang hat sich die Pflichtschule in den meisten Ländern ausgebreitet - und noch immer dehnt sie sich aus. Unter Pflichtschule verstehen wir,

- dass niemand sich der Teilnahme entziehen kann,
- dass nach Altersgruppen eingeteilt wird,
- dass die Schule bestimmt, was zu lernen ist,
- dass nur geprüfte Lehrer unterrichten dürfen,
- dass alles, was in der Schule getan wird, gewertet und zensiert wird,
- dass Ausbildung getrennt wird vom Leben und von der Arbeit.

Mit dieser Erklärung wenden wir uns gegen all dies.

Wir sind der tiefen Überzeugung, dass alle Menschen, welchen Alters auch immer, das Recht haben, selbst zu entscheiden, was sie lernen wollen, wie, wann und wo. Wissen muss darum für jedermann und zu jeder Zeit zugänglich sein. Keine Institution darf Wissen monopolisieren oder seine Verteilung von Prüfungen abhängig machen. Lernen, Leben und Arbeiten sollen ständig miteinander verwoben sein. Während wir leben, lernen wir. Lernen ist ein Ausdruck von Leben; Menschen lernen ununterbrochen, ihr ganzes Leben lang.“

Dieses Manifest entstand im Kontext einer Protestbewegung, die in den 1970er Jahren in Deutschland unter dem Motto ‚Atomkraft, nein, danke!‘ Schlagzeilen gemacht hat und unter dem Schock von Fukushima 40 Jahre später zu einem erstaunlichen Politikwechsel im Blick auf die Atomenergie geführt hat.

Der Widerstand gegen die zunehmende Abhängigkeit von Experten und der entmündigenden Fremdversorgung mit Gütern und Dienstleistungen, die dazu geführt hat, dass wir für immer mehr Bereiche unseres Lebens immer weniger ‚zuständig‘ sein können, prägte die sog. Alternativen Bewegungen und stand am Anfang einer späteren grünen Partei und taucht heute in Ansätzen wieder bei der Partei der Piraten auf.

Aber wer von uns traut sich heute noch zu, sich für sich, für andere, die gesellschaftliche Entwicklung gar für den Weltfrieden und die Bewahrung der Schöpfung für ‚zuständig‘ zu erklären? Ist dies in einer sich so rasant verändernden Welt nicht ein absurder Gedanke? Fühlen wir uns nicht oft genug nur noch als Getriebene, als Opfer?

Was uns heute verkauft wird, ist allerdings nicht mehr Illichs: ‚Endloses Wachstum - Nein, Danke!‘, sondern ein: ‚Natürlich weiteres Wachstum, nur anders‘. Nicht *weniger* Abhängigkeit von der Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen ist das politisch-ideologische Ziel, sondern der ‚selbstverantwortliche‘ Umgang damit. (In der Sprache von Marlboro: ‚Don’t be a maybe‘.)

Um den Euro und damit die ökonomische Vorherrschaft der industrialisierten Länder des Nordens zu retten, werden den Ländern des Südens von den internationalen Finanzmärkten unerträgliche Zinsbedingungen diktiert, mit dem Ziel, sie wieder auf den Wachstumspfad zurückzuführen. Allein in Frankreich ist die alte Illichsche Programmatik, wenn auch leise, durch die Zeitschrift ‚*decroissance*‘ (frei übersetzt: umgedrehtes Wachstum, www.ladecroissance.net.) wieder in die politischen Debatte eingebracht worden. Keine der im deutschen Bundestag vertretenen Parteien und Politiker von rechts bis links traut sich - wider besseres Wissen - aus Angst vor den Wählern, diesen Irrsinn weiteren Wachstums auch Irrsinn zu nennen. Stattdessen wird allenthalben ‚nachhaltiges Wachstum‘ gefordert.

Aber was ist damit gemeint? Dauerhaftigkeit? Wirksamkeit (Effizienz)? Sparsamkeit? Begrenzung von Schäden? Verlangsamter Ressourcenverbrauch oder gar Rücknahme im Verbrauch? Heißt das ‚Selbstbegrenzung‘ (Illich), ‚von-nichts-zu viel‘, ‚Suffizienz‘ - angeblich schon über dem Apollo Tempel in Delphi - oder gar ‚Weniger-ist-mehr‘?

Auch in der Pädagogik heißt das neue Schlagwort: *nachhaltige Bildung*.

In Frankreich ist es seit alters her Brauch, um den Dreikönigstag am 6. Januar herum einen besonderen Kuchen, eine Art runden Hefezopf, zu backen, in dem ein kleiner König versteckt wurde. Niemand weiß, wo er steckt. Die Erwachsenen versuchen natürlich beim Aufschneiden herauszufinden, wo das gute Stück steckt und es einem der Kinder zuzuschmecken, das dann eine goldene Papierkrone aufgesetzt bekommt und sich eine Königin bzw. einen Prinzgemahl suchen darf. Bei einem dieser Nachtische landete dieses Jahr die Figur bei mir, aber es war kein König, sondern ein kleines grünes Plastikherz mit der Aufschrift ‚Préservon notre PLANÈTE‘ und statt einer goldenen Pappkrone bekam ich ein grünes Stirnband, das auf der Innenseite mit neun Bildchen und der Aufforderung bedruckt war: ‚Mal aus und beantworte die Fragen...‘ Das erste Bildchen zeigte einen grinsenden Baum und die Frage hieß: *Que dois-je préserver?*; darunter klein gedruckt: *La nature*. Das fünfte Bild: eine Biene im Comikstil mit der Frage: *Quels animaux sont en danger?* und der

Antwort: *Les abeilles, les ours polaires, les gorilles...* Das letzte Bildchen zeigte einen Einkaufskorb mit Gemüse und Früchten unter der Frage: *Que peut-on acheter au marché?* Was vermuten Sie, war die ‚richtige‘ Antwort? ... Gut geraten im Sinne der Jauch-Pädagogik, wo es immer nur eine richtige Antwort gibt: *ein Korb mit Früchten und biologischem Gemüse.*

Die Werbung, nicht nur in Frankreich, ist voll von diesem Schwachsinn. Das sind doch wohl nicht die Kompetenzen, die wir brauchen, um uns für unser Leben ‚zuständig‘ erklären zu können. Wie wäre es, das ‚Danke, Nein‘ zu ersetzen durch ein ‚enough is enough – genug ist genug‘? Das setzt allerdings eine andere innere Haltung voraus. Nicht alles, was uns verordnet wird oder wozu wir verführt werden sollen, dient dazu, unsere ‚Zuständigkeit‘ für ein selbstbestimmtes Leben und Arbeiten zu stärken. Gelegentlich bleibt uns nur die Option, aus dieser Spirale des ‚immer-mehr-immer-schneller‘ mit einem selbstgenügsamen ‚Genug ist Genug‘ als Form innerer Distanzierung auszusteigen.

Brauchen wir ein ‚Recht auf Inkompetenz‘?

Die Rede von einem ‚Recht auf Inkompetenz‘ wurde bei mir durch eine historische Assoziation ausgelöst: ‚Das Recht auf Faulheit‘ (Im Original: »Le droit à la paresse«), ein literarisches Pamphlet von Paul Lafargue, dem Schwiegersohn von Karl Marx, geschrieben im Gefängnis als eine Widerlegung des »Rechts auf Arbeit« von 1848. Dabei hatte die sich formierende europäische Arbeiterbewegung gerade begonnen, unter frühkapitalistischen Bedingungen für ein ‚Recht auf Arbeit‘ zu kämpfen, ein Jahrhundert später von den Nazis über dem Lagertor von Auschwitz pervertiert zu: ‚Arbeit macht frei‘, ein Satz, den ich als junger Mann von der Arbeitskoordinatorin im Kibbutz, die eine Nummer aus Auschwitz auf dem Unterarm trug, zu hören bekam.

Lafargue schreibt 1848:

„Eine seltsame Sucht beherrscht die Arbeiterklasse aller Länder, in denen die kapitalistische Zivilisation herrscht. Diese Sucht, die Einzel- und Massenelend zur Folge hat, quält die traurige Menschheit seit zwei Jahrhunderten. Diese Sucht ist die Liebe zur Arbeit, die rasende, bis zur Erschöpfung der Individuen und ihrer Nachkommenschaft gehende Arbeitssucht...“

Und so besteht, angesichts der doppelten Verrücktheit der Arbeiter, sich durch Überarbeit umzubringen und in Entbehrungen dahinzuvegetieren, das große Problem der kapitalistischen Produktion nicht darin, Produzenten zu finden und ihre Kräfte zu verzehnfachen, sondern Konsumenten zu entdecken, ihren Appetit zu reizen und bei ihnen künstliche Bedürfnisse zu wecken.“

Arbeit zu haben, genauer: in Lohnarbeit zu stehen, ist bis heute eine im politischen Raum nicht oder kaum hinterfragbare Prämisse der Industriegesellschaft, die auf Wachstum, d.h. einem *Mehr* an Produktion und Konsumtion von Gütern und Dienstleistungen basiert und *eine weltumspannende Vision* für Milliarden von Menschen geworden ist. Tausende machen sich täglich auf und riskieren Leib und Leben, um zumeist im industrialisierten Norden Arbeit zu finden. Entwicklung, Wachstum ist scheinbar unlösbar mit der Vorstellung von (häufig unterbezahlten) Lohnarbeitsplätzen verbunden, die wiederum auf entsprechend qualifizierte Arbeitnehmer angewiesen sind. In der überholten Schule des auf stetiges Wachstum fixierten Industriezeitalters muss beigebracht werden, sich selbst als künftigen Lohnarbeiter und Konsumenten zu begreifen.

Der französische Philosoph und Schriftsteller André Gorz, einer der Mitverfassers des zitierten Manifests von Cuernavaca, hat die Funktion der Schule in diesem Kontext polemisch, aber zutreffend auf den Punkt gebracht:

„Die Sozialisation der Individuen durch die Schule besteht darin, dass Autonomie und Polyvalenz abgewiesen werden zugunsten schulischer ‚Qualifikationen‘ (oder Zeugnisse), deren wesentliches Merkmal darin besteht, dass sie keinen Gebrauchswert für denjenigen haben, der sie erwirbt, sondern nur einen Tauschwert: man kann *von sich aus* nichts mit dem anfangen, was einem die Schule beigebracht hat; man kann von seinen schulischen Qualifikationen nur mittelbar Gebrauch machen, indem man versucht, sich auf dem ‚Arbeitsmarkt‘ zu verkaufen... Wenn die Leute nicht mehr singen, sondern Millionen Schallplatten *kaufen*, auf denen Professionelle für sie singen; wenn sie sich nicht mehr zu ernähren verstehen, dafür aber den Arzt und die pharmazeutische Industrie *bezahlen*, um sich gegen die Auswirkungen einer ungesunden Ernährung behandeln zu lassen; wenn sie sich nicht mehr darauf verstehen, ihre Kinder aufzuziehen, dafür aber die Dienste von Kinderpflegerinnen *mieten*, die ein ‚staatlich anerkanntes Diplom‘ haben; wenn sie weder einen Radioapparat noch einen Wasserhahn reparieren, noch eine Verstauchung behandeln oder ohne Medikamente eine Grippe

heilen, oder einen Salatkopf selbst anbauen können usw., usw., dann weil die Schule den uneingestanden Auftrag hat, den Industrien, dem Handel, den patentierten Berufen und dem Staat maßgerechte Arbeitskräfte, Konsumenten, Kunden und Staatsbürger zu liefern.“ (Gorz 1980, 37)

„Mündigkeit als verantwortliche Handlungsfähigkeit“, „Zuständigkeit in eigener Regie“ kommen unter die Räder, wenn berufliche Qualifikationen, oder wie man heute weithin sagt „Kompetenzen“, zum neuen Leitbild und Schlüsselkonzept in der öffentlichen Debatte werden. Zwar ist vielfach an die Stelle von vagen Zielkatalogen überprüfbares Wissen und Können getreten. Was allerdings nicht quantitativ gemessen, nicht linear geplant und „evidenzbasiert“ umgesetzt werden kann, auch nicht vergleichend bewertet werden kann, tritt in den Hintergrund. Gleichzeitig löst sich der gesellschaftliche-ökonomische Zusammenhang von erworbenen und zertifizierten Qualifikationen/ Kompetenzen als Voraussetzung dauerhaft sicherer Arbeitsplätze immer mehr auf.

In zunehmendem Umfang gilt dies auch für den Lehrerberuf. Fachwissenschaft und Fachdidaktik, Sachwissen und Vermittlungswissen sind gewiss notwendige *Berufskompetenzen* erfolgreichen Unterrichtens, garantieren aber keineswegs, diesen Beruf *lange, gesund und mit Freude* ausüben zu können. Auch im Lehrerberuf bedarf es weiterer „*psychosozialer Basiskompetenzen*“: Wertschätzung, dialogisches Verstehen, Empathie, Selbstreflexionsfähigkeit, Kompetenzen, ohne die keine langfristig tragfähigen Beziehungen zu Schülern, Eltern und Kollegen aufgebaut werden können. Doch dies sind Kompetenzen anderer Art, die nicht standardisiert verordnet und quantitativ vergleichend gemessen werden können. In der Aus- und Weiterbildung von Lehrerinnen und Lehrern spielen sie bislang eine marginale Rolle.

Aber nicht nur Lehrer brauchen neue, psycho-soziale Kompetenzen. Um die eigene Arbeitskraft erhalten und erfolgreich „vermarkten“ zu können, müssen Menschen heute zusätzlich lernen, mit Unwägbarkeiten und Unplanbarkeiten im Blick auf ihre Arbeitsplätze und damit Lebenspläne „konstruktiv“ umzugehen, indem sie eine neue „*Schattenkompetenz*“ namens „Ungewissheitstoleranz“ entwickeln.

In Anlehnung an die Diskussion der 70er Jahre um die Zukunft der Arbeit (Weizsäcker 1979) schlage ich vor, Ungewissheitstoleranz als „*Schattenkompetenz*“ zu bezeichnen, da sie nicht direkt der ökonomischen Sphäre der Lohnarbeit zugehört, die Arbeitnehmer für diese „Kompetenz“ nicht als Teil ihrer Arbeit bezahlt werden, sondern sie als den Subjekten überantwortete Kompetenz von den Individuen *selbst* erbracht werden muss, wenn sie nicht unter die Räder kommen wollen. Welchen „Eigen-Sinn“ können Menschen noch in ihrer Arbeit finden, wenn diese allein unter dem Diktat der fremdbestimmten Erwerbstätigkeit als Voraussetzung zu ebenso fremdbestimmtem Konsum steht?

Davon unterscheiden könnte man von *Kompetenzen zur Eigenarbeit* sprechen: Aktivitäten, die Menschen in Eigenregie in häuslichen und nachbarschaftlichen Kontexten entfalten, in denen sie sich selbst als kreativ und schöpferisch erleben. Solche sog. „*Freizeitaktivitäten*“ sind in der Regel persönlich sehr befriedigend und verbunden mit besonderer Wertschätzung in der Gemeinschaft.

Aber was geschieht mit Menschen, die ihre Arbeit verloren haben, mit ihren Bildungsabschlüssen keinen gesicherten (Lohn-) Arbeitsplatz finden; was mit Menschen, deren berufliche Aufgaben ständig ausgeweitet und neu definiert werden und dabei die Erfahrung machen, dass ihre in langen Jahren erworbenen beruflichen Kompetenzen offen oder unterschwellig abgewertet werden? Entweder ziehen sie sich resigniert zurück oder sie sind gezwungen, solche Schattenkompetenzen wie Ungewissheitstoleranz zu entwickeln, um ihre Zukunft aktiv zu *gestalten* und „Selbstsorge in unsicheren Zeiten“ zu kultivieren (Lantermann, Döring-Seipel 2009). Dann werden die neuen *Schattenkompetenzen* zur beruflichen Überlebensstrategie. Aber welchen Sinn machen diese Kompetenzen für ein Drittel der heranwachsenden Generation in den Ländern um das Mittelmeer, die gut ausgebildet und doch ohne Perspektive auf einen sicheren Arbeitsplatz sind?

In einer gerade erst erschienenen Erklärung der Deutschen Gesellschaft für Supervision (DGSv) heißt es:

„Arbeit wird in der politischen und medialen Diskussion vielfach auf ihre Funktion als Erwerbstätigkeit beschränkt. So gilt derjenige als arbeitslos, der über keine leistungsbewertete und bezahlte Erwerbsquelle verfügt. Mit dieser engen Fassung des Arbeitsbegriffs wird jedoch nur ein Ausschnitt der gesellschaftlichen Realität von Arbeit erfasst. Weite Lebens-

bereiche, in denen Arbeit prägend ist, aber nicht direkt und erkennbar materiell entlohnt wird, werden in der Debatte vernachlässigt. Das heutige Arbeits- und Erwerbsleben zeigt sich vielfältiger, komplexer und dynamischer denn je – für den Einzelnen wie auch in der Gesamtbetrachtung. Im Lebenslauf der Menschen finden sich heute prekäre Instabilität, riskante Systemübergänge oder gänzlich neue Anforderungen an die Veränderungsfähigkeit.... Systematische Reflexion innerhalb komplexer und dynamischer Arbeitsprozesse schafft die Stabilität in der Dynamik und sichert erfolgreiche Arbeitsbeziehungen.“ (Thesen DGsv, 2011)

Ich halte diese Analyse für weitgehend zutreffend und plausibel. Aber ist es eine angemessene oder gar zuträgliche Strategie, - die Alternative wäre, die Arbeits- und Lebensbedingungen zu verändern - oder begründet diese Analyse vor allem die Notwendigkeit weiterer professioneller Dienstleistungen?

In einem Memorandum von Chefarzten psychosomatischer Kliniken vom Herbst 2010 ‚Zur psychosozialen Lage in Deutschland‘ werden andere Akzente gesetzt. Ich zitiere in Auszügen:

„Wir sind Fachleute, die Verantwortung für die Behandlung seelischer Erkrankungen und den Umgang mit psychosozialen Leid in unserer Gesellschaft tragen. Wir möchten unsere tiefe Erschütterung über die psychosoziale Lage unserer Gesellschaft zum Ausdruck bringen. In unseren Tätigkeitsfeldern erfahren wir die persönlichen Schicksale der Menschen, die hinter den Statistiken stehen. Seelische Erkrankungen und psychosoziale Probleme sind häufig und nehmen in allen Industrienationen ständig zu. Circa 30 % der Bevölkerung leiden innerhalb eines Jahres an einer diagnostizierbaren psychischen Störung. Am häufigsten sind Depressionen, Angststörungen, psychosomatische Erkrankungen und Suchterkrankungen... Die gesellschaftlichen Kosten der Gesundheitsschäden durch Produktivitätsausfälle, medizinische und therapeutische Behandlungen, Krankengeld und Rentenzahlungen sind enorm. Die Ursache dieser Problemlage besteht nach unseren Beobachtungen in zwei gesellschaftlichen Entwicklungen:

1. Die psychosoziale Belastung des Einzelnen durch individuellen und gesellschaftlichen Stress, wie z. B. Leistungsanforderungen, Informationsüberflutung, seelische Verletzungen, berufliche und persönliche Überforderungen, Konsumverführungen, usw. nimmt stetig zu.

2. Durch familiäre Zerfallsprozesse, berufliche Mobilität, virtuelle Beziehungen, häufige Trennungen und Scheidungen kommt es zu einer Reduzierung tragfähiger sozialer Beziehungen und dies sowohl qualitativer als auch quantitativer Art.

.. Angesichts der vorherrschenden gesellschaftlichen Orientierung an materiellen und äußeren Werten werden die Bedeutung des Subjektiven, der inneren Werte und der Sinnverbundenheit dramatisch unterschätzt.

Wir benötigen einen gesellschaftlichen Dialog über die Bedeutung des Subjektiven, des Seelischen, des Geistig-spirituellen, des sozialen Miteinanders und unseres Umgangs mit Problemen und Störungen in diesem Feld.

Wir benötigen einen neuen Ansatz zur Prävention, der sich auf die grundlegenden Kompetenzen zur Lebensführung, zur Bewältigung von Veränderungen und Krisen und zur Entwicklung von tragfähigen und erfüllenden Beziehungen konzentriert.

Wir benötigen ein politisches Handeln, das bei seinen Entscheidungen die Auswirkungen auf das subjektive Erleben und die psychosozialen Bewältigungsmöglichkeiten der Betroffenen reflektiert und berücksichtigt.

Wir benötigen mehr Herz für die Menschen.“ (Bewusstseinswissenschaften, 1/2011, S.4f.)

Auch im Umgang mit unseren Schülern, Auszubildenden, Klienten und Kollegen bedürfen wir eines anderen Umgangs mit äußeren Unwägbarkeiten und inneren Krisen: eine an den Subjekten, ihrem Erleben und ihren Möglichkeiten orientierte Beziehungsgestaltung, die geprägt ist von Respekt und Wertschätzung sowie der Anerkennung von Grenzen.

Es ist an der Zeit, dass wir uns von dem Diktat des durch Experten zertifizierten, erfolgreichen Nachweises beruflicher Tüchtigkeit und persönlicher Belastungsfähigkeit befreien.

Dieser Teil des Problems, so scheint mir, kann nur durch einen umfassenden Bewusstseinswandel in unserer Gesellschaft, unseren Schulen und Hochschulen und der Arbeitswelt angegangen werden. Dafür gibt es weltweit erste hoffnungsvolle Anzeichen (Geseko v. Lüpke 2009).

Anregungen zu einem grundlegenden Bewusstseinswandel aus den Sozial- und Humanwissenschaften

Unstreitig befindet sich unsere Welt im Kleinen wie im Großen in einem Prozess rasanter krisenhafter Veränderungen, die man als Zerfall alter Ordnungen und Strukturen aber auch als Chance zu einem Neubeginn verstehen kann. Wer hätte vor zwei Jahr geahnt oder vorausgesehen, was sich inzwischen verändert hat: der demokratische Aufbruch der arabischen Völker Nordafrikas, der (vorläufige?) Ausstieg aus der friedlichen Nutzung der Atomenergie, die erste grüne Landesregierung in Baden-Württemberg.

Zu meiner eigenen Überraschung bin ich zwar nicht im *erziehungswissenschaftlichen Diskurs*, aber in anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen auf Anregungen gestoßen, die vielleicht noch keinen großen Paradigmenwechsel bedeuten, aber doch Hinweise in Richtung eines solchen grundlegenden Bewusstseinswandels geben können.

Wissenschaftler – Forscher - Praktiker

Fast alle diese Ansätze zeichnen sich dadurch aus, dass sie die traditionelle Struktur der Wissenschaft und ihrer Vermittlung hinter sich lassen. Noch in den 1960er Jahren, als ich studierte, hieß Wissenschaft treiben, ‚studieren‘, sich in einem Hörsaal als Klassenzimmer zu versammeln und die nicht hinterfragbaren gesammelten Weisheiten des sein Fach lehrenden Professors mitzuschreiben. ‚Forschendes Lehren und Lernen‘ kam erst in den 1980er und 1990er Jahren in Mode.

Einige heute weltweit führende Universitäten orientieren sich nicht länger ausschließlich am Kanon expliziten (‚gesicherten‘) wissenschaftlichen Wissens, sondern verbinden drei Wissens- und Handlungsräume: Praxis, Reflexion sowie gemeinsame Zielfindung und Willensbildung, indem sie diese durch kreative Dialogfelder miteinander verbinden (Käufer/ Scharmer 2000).

Zunehmende Bedeutung kommt dabei der Gestaltung von Lernumwelten als kreativen Handlungsräumen zu, in denen sich selbst transzendierende Formen höheren Praxis- und Selbstwissens kreiern werden, jeder Teilnehmer seine eigenen höchsten Potentiale, aber auch die tiefsten Dimensionen seines ‚In-der-Welt-Seins‘ entdecken und entfalten kann. An die Stelle rezeptiver Belehrung treten künstlerische Aktivitäten und soziale Dialoge.

Im Folgenden möchte ich Ihnen in aller Kürze sechs Anregungen vorstellen, die ich zu unserem Thema in anderen sozialwissenschaftlichen Diskursen gefunden habe.

Fehlerfreundlichkeit

„Fehlerfreundlichkeit bedeutet zunächst einmal eine besonders intensive Hinwendung zu und Beschäftigung mit Abweichungen vom erwarteten Lauf der Dinge. Dies ist eine in der belebten Natur überall anzutreffende Art des Umgangs mit der Wirklichkeit und ihren angenehmen und unangenehmen Überraschungen“ (Weizsäcker, Christine und Ernst Ulrich 1984, 167).

In den *Ingenieurwissenschaften* erleben wir derzeit wenigstens ansatzweise eine Abkehr vom Glauben an die wissenschaftlich-technische Beherrschbarkeit der Natur. (Die Diskussionen um Stuttgart 21 sind ein Paradebeispiel dafür.)

Stand traditionell das Ausschalten von Störungen im Mittelpunkt (‚dem Ingenieur ist nichts zu schwör‘), geht es in neueren Ansätzen vor allem um die Bewältigung von Unwägbarkeiten in kritischen Situationen, in denen *objektivierendes Handeln* (objektives Registrieren, logisch-formal-analytisches Denken, planmäßiges Vorgehen, affektiv-neutrale, distanzierte Beziehung) verbunden wird mit *subjektivierendem Handeln* (komplexe, integrative Wahrnehmung, assoziatives, erlebensbezogenes Denken, dialogisch-exploratives Vorgehen, persönliche Beziehung) (Böhle 2009).

Der Mainstream der Erziehungswissenschaft bewegt sich aus meiner Sicht mit seiner Fixierung auf ausschließlich objektiv erhobene Daten in eine Sackgasse. Oft ist viel interessanter, was anders, von der Norm abweichend, als was gleich ist.

Eigene Untersuchungen zur Salutogenese im Lehrberuf ((Döring-Seipel/Dauber 2010) haben gezeigt, dass Lehrer, die über reiche persönliche Ressourcen verfügen, die sie auf Dauer trotz hoher Belastungen vor Burn-out schützen, auch einen anderen Unterricht machen, der weniger störanfällig und damit weniger belastend ist. Sie zeichnen sich u. a. durch ein besonders hohes Maß an Ungewissheitstoleranz aus (i.S. der Weizsäckerschen Definition: ...intensive Hinwendung zu und Beschäftigung mit Abweichungen vom erwarteten Lauf der Dinge...).

Entdeckung unerkannter Potentiale

In Teilen der *Ökonomie* vollzieht sich, wie man an bahnbrechenden Innovationen, etwa der Arbeit des Nobelpreisträger Muhammad Yunus zeigen kann, ein doppelter Paradigmenwechsel ab. Im Mit-

telpunkt steht einerseits nicht mehr die Profitmaximierung, sondern der gesellschaftliche Nutzen („social profit“). Dabei machen wir die Lösung sozialer und gesellschaftlicher Aufgaben noch weit- hin abhängig von staatlichen Subventionen (Eingliederung von Langzeitarbeitslosen, Umstieg auf erneuerbare Energien) und deren verwalteter Kontrolle. Betrachtet man jedoch arme oder durch ein Handicap gekennzeichnete Menschen in Indien, wie Yunus dies tut, nicht als Träger bestimmter defizitärer Merkmale, die Unterstützung brauchen, sondern stattdessen sie mit den bescheidenen Mitteln aus, die sie zur selbstbestimmten Veränderung ihrer Situation brauchen, werden sie darüber hinaus zu gleichberechtigten Partnern mit eigenen, bislang unentdeckten Potentialen (Dabholkar 1981, Spiegel 2010).

Ich meine, auch in der pädagogischen Praxis ist es Zeit, über die inzwischen übliche Unterscheidung zwischen einem defizit- und einem kompetenz- (oder ressourcen-)orientierten Ansatz hinauszugehen, und stattdessen konsequent nach unerkannten Potentialen zu suchen. Unerkannte Potentiale zu entdecken ist allerdings etwas anderes als unerschlossene Ressourcen aufzuspüren. Auch das setzt allerdings den Verzicht auf vergleichende Beurteilungen voraus.

Suche nach selbstbestimmten Handlungsoptionen

Traditionell orientieren sich Organisationen und Institutionen an klar definierten Zielen, die sie schrittweise zu erreichen versuchen. Zufälle, sich plötzlich verändernde Kontexte, spielen dabei keine oder bestenfalls untergeordnete Rolle. Dabei wissen wir alle, dass die Vorgabe von Zielen, z.B. für Schulentwicklungsprozesse, keineswegs den Erfolg garantiert.

Ich erinnere mich an eine Ausbildungsinstitution, die sich in einem konstruktiven Prozess ein neues Schulprofil erarbeitet hatte und sich mit der Frage an unsere Playbacktheatergruppe gewandt hatte: „Und jetzt, wie setzen wir das um“?

In unserer Aufführung kamen unvermutet ganz andere Stimmen zu Gehör, die vor allem deutlich machten, welche Bedeutung die neuen Strukturen für die persönlichen, höchst subjektiven Optionen der Mitglieder hatten, ob sie bereit waren, sich dafür einzusetzen und sogar Risiken einzugehen.

Kleine und mittlere Organisationen und Institutionen können sich vermutlich nur verändern und entwickeln, wenn die Alltagserfahrungen und persönlichen Ziele ihrer Mitglieder nicht als Störfaktoren begriffen werden, sondern ein ständiges Korrektiv zu den vorgegebenen Zielen bilden.

Metareflexion von beruflichen Antinomien statt Beschwörung unauflöslicher Dilemmata

Die *soziologische* Diskussion berufsspezifischer Antinomien des Lehrerberufs hat herausgearbeitet, dass professionelles Handeln in pädagogischen und anderen Feldern professioneller Hilfeleistung durch ein hohes Maß an Unverfügbarkeiten, Fehlerhaftigkeiten und Unplanbarkeiten bestimmt ist, die angesichts häufig widersprüchlicher Handlungsanforderungen weder im Sinne einfacher Handlungsalternativen („richtig-falsch“) aufhebbar, noch rein rational-wissenschaftlich steuerbar sind, sondern vor allem selbstreflexiv gehandhabt werden müssen.

„Einerseits müssen Professionelle zusichern, dass sie ...vermögen, z.B. Bildung und Wissen zu vermitteln oder psychosoziale Problembewältigungskompetenzen zu stärken. Andererseits können sie – weil es keine expertenhafte Ableitung des Konkreten gibt ... weil Lernerfolg oder bildende Auseinandersetzung mit einem Inhalt immer nur durch nicht einseitig steuerbare Interaktionen unter Mitwirkung des Schülers möglich ist – den Erfolg des Professionellen Handelns nicht zusichern, ja professionelles Handeln ist besonders anfällig für ‚Fehler‘, weil es immer wieder um Eröffnungen des Neuen und damit Krisenkonstellationen geht.“ (Helsper 2002, 80)

Ungewissheitsorientierung und Selbstsorge

In der neueren *psychologischen* Forschung wird angesichts prekärer Lebensverhältnisse Ungewissheitsorientierung unter dem Gesichtspunkt diskutiert, worin Personen sich unterscheiden, die

„dazu tendieren, Situationen zu vermeiden, in denen einmal gewonnene Gewissheiten und fest gefügte Weltbilder durch neue Informationen und Erfahrungen in Gefahr geraten könnten oder ob sie gerade daran interessiert sind, Wissen über sich selbst und die Welt, in der sie leben, immer wieder zur Disposition zu stellen und durch neue Erfahrungen zu erweitern, zu korrigieren und umzustrukturieren“ (Lantermann, Döring-Seipel u.a. 2009, 38).

Entscheidend scheint zu sein, ob Menschen in ihrem Kampf um Souveränität und Autonomie Vertrauen in ihre eigene Handlungsfähigkeit haben, sie in einer sie sozial unterstützenden Mitwelt leben und sich in diesem Kontext nicht nur selbst behaupten, sondern auch für sich selbst sorgen können.

„Selbst(für)sorge“ steht gerade in den sog. Helfenden Berufen nicht im Mittelpunkt des professionellen Selbstverständnisses. Dabei ist sie eine zentrale persönliche Ressource, auch mit äußeren Belastungen konstruktiv umzugehen.

Schluss

Zum Schluss soll in Erinnerung an den am 2. Dezember 2002 verstorbenen Ivan Illich ein fast vierzig Jahre alter Text zitiert werden, der sich weder in der Beschwörung einer besseren Vergangenheit noch in Phantasien einer ‚optimierten‘, besseren Zukunft verliert, sondern die Werte und Grundpotentiale in den Mittelpunkt stellt, die unsere bewusste Menschlichkeit konstituieren und die gleichzeitig über uns als Subjekte mit ihren Ängsten und Hoffnungen hinausweist, die grundlegende Erfahrung verbunden zu sein und über sich selbst hinauswachsen zu können.

Aufruf zur Feier unserer Menschlichkeit

„Ich und viele andere rufen euch auf:

zur Feier unserer gemeinsamen Kräfte, damit alle Menschen *die* Nahrung, Kleidung und Behausung erhalten, derer sie bedürfen, um sich des Lebens zu erfreuen;

zu gemeinsamer Entdeckung dessen, was wir tun müssen, damit die unbegrenzte Macht der Menschheit dazu benutzt wird, jedem von uns Menschlichkeit, Würde und Freude zu verschaffen;

zu verantwortlicher Bewusstheit unserer persönlichen Fähigkeit, unsern wahren Gefühlen Ausdruck zu verleihen und uns dabei zusammenzuschließen.

Wir können diese Veränderungen nur leben; wir können unsern Weg zur Menschlichkeit nicht denken. Jeder einzelne von uns und jede Gruppe, in der wir leben und arbeiten, muss zum Modell des Zeitalters werden, das wir zu schaffen begehren. Die vielen Modelle, die dabei entstehen, müssten jedem von uns eine Umwelt bescheren, in der wir unser Vermögen feiern und den Weg in eine menschlichere Welt entdecken können.

Wir sind herausgefordert, die überholten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnungen aufzubrechen, die unsere Welt zwischen Überprivilegierte und Unterprivilegierte aufteilen. Wir alle ... sind Mitschuldige. Wir haben es unterlassen herauszufinden, wie die notwendigen Veränderungen unserer Ideale und unserer gesellschaftlichen Strukturen herbeigeführt werden können. Daher verursachen wir alle durch unser Unvermögen und durch unsern Mangel an verantwortlichem Bewusstsein das Leiden ringsum in der Welt.

Deshalb müssen wir gemeinsam daran arbeiten, die neue Welt zu schaffen. Es ist keine Zeit mehr für Zerstörung, für Hass, für Zorn. Wir müssen aufbauen: in Hoffnung, Freude und Feier. Lassen wir ab davon, die Strukturen des industriellen Zeitalters zu bekämpfen. Suchen wir lieber nach dem neuen Zeitalter des Überflusses mit selbstgewählter Arbeit und mit der Freiheit, der Trommel des eigenen Herzens zu folgen. Lasst uns erkennen, dass das Streben nach Selbstverwirklichung, nach Poesie und Spiel dem Menschen eigentümlich ist, sobald seine Bedürfnisse nach Nahrung, Kleidung und Behausung befriedigt sind, und lasst uns diejenigen Tätigkeitsgebiete auswählen, die zu unserer eigenen Entwicklung beitragen und für unsere Gesellschaft etwas bedeuten... Unsere gegenwärtigen Ordnungen zwingen uns, die Werbung und die Verführung der Konsumenten zu fördern und hinzunehmen... Wir können diesen entmenschlichenden Ordnungen entrinnen. Den Ausweg werden diejenigen finden, die nicht bereit sind, sich von den scheinbar alles bestimmenden Kräften und Strukturen des industriellen Zeitalters einengen zu lassen. Unsere Freiheit und unsere Macht hängen von unserer Bereitschaft ab, Verantwortung für die Zukunft zu übernehmen.

In der Zukunft müssen wir der Anwendung von Zwang und Autorität ein Ende machen, also der Fähigkeit, aufgrund der eigenen hierarchischen Stellung zu verlangen, dass etwas getan werde. Wenn man das Wesen des neuen Zeitalters überhaupt in eine Formel fassen kann, so lautet diese: *das Ende von Privileg und Bevorzugung*. Autorität sollte erwachsen aus der besonderen Fähigkeit, ein bestimmtes gemeinsames Vorhaben zu fördern.

Wir müssen von dem Versuch ablassen, unsere Probleme dadurch zu lösen, dass wir Machtverhältnisse verschieben oder versuchen, leistungsfähigere bürokratische Apparate zu schaffen...

Es geht darum, die Zukunft zu leben. Schließen wir uns freudig zusammen, um unsere Bewusstheit zu feiern, dass wir unserm heutigen Leben die Gestalt der morgigen Zukunft geben können.“ (Illich 1996, 152-155)

Zitierte Literatur

Bewusstseinswissenschaften. Transpersonale Psychologie und Psychotherapie Petersberg (Via Nova)

Böhle, Fritz (2009): Unsicherheit und Ungewissheit bei komplexen technischen Systemen in der industriellen Produktion, Augsburg

Dabholkar, Shripad (1981): Prayoga-Pariwar – das Netzwerk gegenseitigen Lernens, in: Dauber, Heinrich/ Simpfendörfer, Werner (Hg.), Eigener Haushalt und bewohnter Erdkreis, Ökologisches und ökumenisches Lernen in der 'Einen Welt', Wuppertal

Dauber, Heinrich, Döring Seipel, Elke (2010): Salutogenese in Lehrberuf und Schule. Konzeption und Befunde des Projekts SALUS, in: PÄDAGOGIK, 62. Jahrgang, 10/2010, S. 32-35

Gorz, André (1980): Ökologie und Freiheit. Beiträge zur Wachstumskrise 2. Reinbek bei Hamburg

Helsper, Werner (2002): Lehrerprofessionalität als antinomische Handlungsstruktur. In: Kraul, M./Marotzki, W./Schwepp, C. (Hrsg.): Biographie und Profession. Bad Heilbrunn: Klinkhardt

Illich, Ivan (1996): Klarstellungen. Pamphlete und Polemiken. München (Beck'sche Reihe 1151)

Käufer, Katrin, Scharmer, Claus Otto (2000): Universität als Schauplatz für den unternehmenden Menschen, in: Laske, Stefan/ Scheytt, Tobias/ Meister-Scheytt, Claudia/Scharmer Claus Otto (Hrsg.): Universität im 21. Jahrhundert. Zur Interdependenz von Begriff und Organisation der Wissenschaft, 109-134, Mering

Lantermann, Ernst-Dieter, Döring-Seipel, Elke u.a. (2009): Selbstsorge in unsicheren Zeiten, Weinheim

Lafargue, Paul (1848): Das Recht auf Faulheit: Widerlegung des „Rechts auf Arbeit“, Hottingen-Zürich : Verlag der Volksbuchhandlungen, 1887

v. Lüpke, Geseko (2009): Zukunft entsteht aus Krise. München

Manifest von Cuernavaca: Der Preis lebenslanger Erziehung, in: Dauber, Heinrich/Verne, Etienne Hg. (1976): Freiheit zum Lernen, Alternativen zur lebenslänglichen Verschulung, Reinbek

Roth, Heinrich (1971): Pädagogische Anthropologie, Bd.2, Hannover

Spiegel, Peter (2010): Social Business. Die Kunst der gleichzeitigen Verwandlung von Wirtschaft und Gesellschaft, in: Joachim Galuska (Hrsg.): Die Kunst des Wirtschaftens, Bielefeld, S. 32-50

Weizsäcker, Christine und Ernst Ulrich (1984): Fehlerfreundlichkeit. In: Kornwachs, K. (Hrsg.) (1984). Offenheit- Zeitlichkeit-Komplexität. 167 - 201. Frankfurt (Campus)

Weizsäcker, Ernst Ulrich und Christine von: Recht auf Eigenarbeit statt Pflicht zum Wachstum 221, Scheidewege Band 9, Jahrgang 1979, S. 221-234

Summary: In a world full of uncertainties and growing dependency on outside sources of supply for the goods and services of "highly developed" industrial societies, experts decide increasingly –even in social areas– which ‘competences’ people must have in order to survive in the professional world. In this framework "uncertainty tolerance" emerges as a new "shadow-ability" which encompasses the challenge of actively forming one's own unplannable future. Juxtaposed to this stands the right to declare one's self as responsible, able to judge and capable of acting in relation to the social situation. This can be seen as the right to reject heteronomous evaluation, as the "right to incompetency". Referring to earlier and current critical approaches on the tendency to comprehensive disenfranchisement in our society (Illich and Gorz), this article pleads for a change in attitude toward uncertainties and inner crisis, a change oriented on the possibilities and experience of the individual, characterized by respect and esteem, and which acknowledges error friendliness and limitations of growth.

Key words: Uncertainty tolerance, concept of competency, right to incompetency, Ivan Illich, André Gorz.

Prof. Dr. Heinrich Dauber
 Hohe Str. 32
 34376 Immenhausen
www.heinrichdauber.de
Heinrich.Dauber@gmail.com